

A V A R E E D



# MOND

PRINZESSIN

DRACHENMOND VERLAG

wenn sie nicht genau weiß wofür. Selbst wenn es nur dafür ist, dass ich wach war, die anderen Mädchen geweckt und Unruhe gestiftet habe. Ihr wird etwas einfallen, wie immer. Hoffentlich hat sie nicht herausgefunden, dass ich auf dem Dach war, sonst ...

Das Dach!

Ich schmeiße die Bürste in die Ecke, stürme aus dem Bad und binde mir im Laufen einen Zopf. Es ist egal, wie meine Haare aussehen, es ist egal, dass ich zu spät zu Ellie komme. Ich habe meinen Stock oben liegen gelassen! Verflucht!

Keuchend renne ich ans Ende des Flurs, dränge mich in den Putzraum und öffne die kleine Seitentür, die die Rundtreppe zum Dach freigibt. Ich hetze nach oben und bete, dass er noch da ist.

Schwer atmend erklimme ich die letzte Stufe, stelle erschrocken fest, dass ich die Luke offen gelassen habe. Die Sonne brennt und scheint voll auf die dunkle Fläche des Daches. Da liegt er. Einen Seufzer der Erleichterung abgebend eile ich zu ihm, bücke mich und nehme ihn in die Hand. Er fühlt sich gut an. Ich sollte mir einen Namen für ihn überlegen. Schließlich hat jeder Kampfbegleiter einen guten Namen verdient. Vielleicht nenne ich ihn

...

»Autsch!« Ich lasse den Stock fallen, zucke zusammen. Der Schmerz ist nur kurz da, aber er kommt mir bekannt vor.

»Nein, nein, nein! Einfach nein!«, flüstere ich und hebe den Arm. Den rechten. Der Schmerz ist weg, aber das Licht ist keinesfalls eine Reflexion der Sonne. Es ist wieder da und ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, nicht verrückt zu sein, oder doch lieber fluchen, weil ich nicht normal bin.

Ich schüttele den Arm und versuche, das Licht irgendwie *auszumachen*. Das klingt bescheuert, aber so ist es. Es soll aufhören! Für einen kurzen Moment lache ich hysterisch auf bei dem Gedanken, dass mein Arm womöglich gleich in Flammen steht. Wenigstens sind die Schmerzen weg, einfach so.

In dem Licht, das aus meinem Arm kommt, erkenne ich ein Muster, aber nur, wenn ich genau hinschaue. Ich halte den Arm still, um es erkennen zu können. Es leuchten einzelne Punkte. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, ein Sternbild hat sich gerade von selbst in meine Haut gebrannt.

Ich schiebe meine Haare aus dem Gesicht, hole tief Luft und schließe kurz die Augen.

*Okay, Lynn, deine Geburtstage sind immer schräg, aber das hier kann einfach nicht passieren. Das Highlight war immer ekliger Kuchen.*

Mit wild klopfendem Herzen öffne ich die Augen, ganz langsam und – es ist noch da. Vorsichtig nähere ich mich den Leuchtpunkten mit einem Finger, tippe darauf, als wäre das Licht auf meinem Arm ein Parasit, was es ja auch irgendwie ganz gut trifft. Es tut nicht mehr weh. Es leuchtet nur noch. Moment, das Sternbild sieht beinahe aus wie ein Tier, wie ein ...

Von jetzt auf gleich werde ich so heftig geblendet, dass ich die Augen zukneifen muss. Aber nicht mein Arm ist schuld daran und ich kann mir kaum vorstellen, dass die Sonne auf einmal verrücktspielt. Vorsichtig blinzele ich, schaue auf. Ich bin nicht mehr allein auf dem Dach.

Das ist verrückt! Die letzten Stunden, ja dieser ganze Tag ist nur verrückt. Eben noch war ich allein und nur kurz abgelenkt. So schnell kann niemand unbemerkt hier raufgekommen sein. Das ist unmöglich.

Zwei Männer stehen wenige Meter entfernt, sehen mich erwartungsvoll und zugleich grimmig an. Sie sind größer als ich, vielleicht eins achtzig, tragen eine mir unbekannte Uniform in einem dunklen Graublau. Ihr blondes Haar, das mich an Anna erinnert, schimmert im Sonnenlicht, ihre Haut ist beinahe so blass wie meine. Aus eisblauen Augen starren sie mich an, die Lippen fest zusammengepresst, die breiten Schultern angespannt. Bisher bewegen sie sich nicht, aber das mindert nicht ihre bedrohliche Wirkung.

»Wer seid ihr? Wie seid ihr aufs Dach gekommen? Was ...?« Die letzte Frage will mir nicht einfallen, mein Kopf dröhnt. Ich lasse die beiden dennoch nicht aus den Augen. Mein Training meldet sich, ich stelle mich automatisch anders hin, habe nun einen breiteren, besseren Stand und hebe, ohne den Blick zu senken, den Stock auf. Egal, was das mit meinem Arm ist oder wer diese Typen sind: Tief in mir drin läuten sämtliche Alarmglocken und mein Instinkt schreit laut, dass ich achtsam sein muss. Konzentriert stehe ich da, das Kinn gehoben und bemüht, sie nicht sehen zu lassen, wie nahe ich einem Nervenzusammenbruch bin.

»Wer verflucht noch mal seid ihr?«, wiederhole ich, als keiner der beiden es für nötig hält, sich zu bewegen oder mir auf meine Fragen zu antworten. Sie blinzeln nicht einmal. Doch dann verziehen sich die Lippen des Linken zu einem widerlichen Grinsen, das Gesicht fast zu einer Grimasse. Die Ähnlichkeit zu Anna ist verblüffend. Er könnte ihr großer Bruder sein. Kurz gleitet sein Blick zu dem anderen Typen, bevor er zu mir zurückkehrt. Eine Verbeugung wird angedeutet, in der mehr Spott liegt, als Anna mir in all den Jahren entgegengebracht hat.

»Schön, dass es Euch gut geht.« Jedes seiner Wort trieft vor Sarkasmus und Hohn.

»Schön, dass du keine Fragen beantworten kannst.«

»Wir sind hier, um Euch mitzunehmen, Prinzessin«, sagt einer von ihnen, der mit der schiefen Nase und der vernarbten Haut am Hals.

Beide kommen plötzlich auf mich zu. Sie wirken wie zwei Raubkatzen auf der Pirsch, sodass sich jeder Muskel meines Körpers wie von selbst anspannt und ich förmlich spüre, wie Adrenalin durch meinen Körper jagt.

»Ich bin keine Prinzessin und ich werde nicht mit euch mitkommen.« Ich hätte gelacht, wenn die beiden nicht so furchterregend aussehen würden. Niemand ist weiter davon entfernt, eine Prinzessin zu sein, als ich. Von einem *mir geht es gut* bin ich ebenfalls meilenweit entfernt.

Statt einer Erwiderung vergrößert sich das Grinsen auf ihren Gesichtern und sie schreiten weiter auf mich zu, während ich zurückweiche und versuche, in die Nähe der Luke zu kommen, um zu fliehen.

»Wir können es Euch leicht machen ...«

»... oder schwer«, sagen sie, sich perfekt ergänzend.

»Ich war noch nie ein Freund von zu viel Einfachheit.« Außerdem habe ich keine Wahl, denn ein Blick zur Luke zeigt mir, dass die Wahrscheinlichkeit, sie zu erreichen, bevor die zwei Typen mich schnappen können, mehr als gering ist. Sie sind zu schnell, zu

aufmerksam. Jetzt habe ich noch die Möglichkeit, mich mit dem Stock zu verteidigen, hier habe ich genug Platz. Ich nehme meine Kampfposition ein, umklammere den Stock und versuche die Lynn zu sein, die ich gerne wäre: mutig, zuversichtlich und stark.

Als sie begreifen, was ich vorhabe, bleiben sie stehen und während der rechte Typ, der mit den Narben, kurz nickt, bricht der linke in schallendes Gelächter aus. Eines hat Jim mich gelehrt: Es ist stets von Vorteil, wenn dein Gegner dich unterschätzt.

Das Adrenalin fließt im Überfluss durch meine Adern und einzelne Schweißtropfen rinnen bereits meine Schläfe hinab. Meine Gegner strecken eine Hand locker aus und wie durch Zauberhand leuchtet ein mittlerweile bekanntes Licht auf. Von einem Moment auf den anderen hält jeder von ihnen ein Schwert in den Händen, das nur aus Licht und Glas zu bestehen scheint. Es sieht aus wie ein stinknormales Schwert, aber es leuchtet, als gehöre es Luke Skywalker!

Auch wenn das, was sich hier gerade abspielt, mich gleichermaßen fasziniert wie an den Rand des Wahnsinns treibt, beiße ich die Zähne zusammen und bleibe konzentriert.

*Lass den Gegner den ersten Schritt tun. Deine erste Aufgabe besteht darin, ihn kennenzulernen, seine Technik herauszufinden. Die Schritte vorherzusehen. Finde seine Schwäche.* Jims Stimme hallt in meinem Kopf wider, dann ist der erste bei mir und sein Schwert saust auf mich nieder. Mit Jim habe ich immer nur Langstock gegen Langstock gekämpft und nicht gegen ein verfluchtes Leuchtschwert, und das wird gerade zum Problem. Ich weiß nicht, was mit meinem Stock passiert, wenn er getroffen wird, ob er dem Schlag standhält oder zerbricht. Und wenn ich ehrlich bin, will ich es nicht herausfinden. Deshalb bewege ich mich viel mehr und schneller als sonst, weiche seinem Angriff aus und kontere mit einem Schlag vor seine Brust, der ihn leicht zurückwirft. Jim wäre stolz auf mich! Der zweite kommt von rechts, doch ich ducke mich samt Stock weg, hole aus der Drehung Schwung und greife wieder an. Mein Stock trifft ihn an den Rippen und wirft auch ihn aus der Bahn. Abwechselnd greifen sie mich an, versuchen einen Treffer zu landen, aber mein Stock hält sie auf Abstand. Es ist anstrengend, so in Bewegung zu bleiben, ohne richtig parieren zu können und gleichzeitig zwei Gegner im Blick zu behalten. Hochkonzentriert weiche ich ihnen aus, schwinge und wirbele den Stock im Einklang mit mir selbst. In diesem Moment will ich das hier nur überstehen, ganz gleich, wie surreal das alles ist.

Schwer atmend und schwitzend versuche ich sie auf Abstand zu halten und während mein Gesicht von der Hitze und Anstrengung brennt, meine Lippe bereits aufgeplatzt ist, weil sie so trocken ist und ich ständig auf ihr kaue, wirken die beiden vor mir lediglich konzentriert, nicht erschöpft oder sonst etwas. Sie sehen kein bisschen so aus, als wäre das hier ein hartes Stück Arbeit für sie. Vielleicht auch, weil sie diejenigen sind, die einfach bei mir auftauchten, ihre Schwerter zogen und mich jetzt umbringen wollen. Ich muss unbedingt näher an die Dachluke, denn ewig werde ich das Tempo bei zwei Angreifern nicht durchhalten können. Kurz überzieht mich eine Gänsehaut, ich spüre, dass Angst in mir hochkriecht, aber ich dränge sie zurück, ich darf mich nicht ablenken lassen.

Besonders der Umstand, dass ich nicht dagegenhalten kann, sondern nur ausweiche und dann kontere, raubt mir Energie. Ich bin ständig darauf bedacht, die Schwerter auf Abstand zu halten. Plötzlich ist einer ganz nah bei mir, keine Ahnung, wie das passieren konnte!

Statt seinem Schwert saust seine Faust auf mich zu und verfehlt mich nur um Haaresbreite! Verflucht! Keuchend taumle ich zurück, kann mich gerade rechtzeitig wieder fassen. Aber dann, ein Angriff von oben – und meine Chance. Die Abwehr ist verschwunden, ich ducke mich, strecke den Stock und ziehe ihn seitlich zu mir, an die Kniekehlen von dem linken Typ, sodass er einknickt, bevor ich mit dem Stock herumwirble und ihn Typ Nummer zwei gegen das Schienbein schlage. Dann renne ich los. Ich schaue nicht zurück, hoffe, dass sie zu lange brauchen, und kratze meine letzten Reserven zusammen. Den Stock längs an mich gepresst, springe ich in die Luke, taumle die Treppe hinunter, schlage kräftig auf einer Eisenkante der Dachtreppenstufen auf und lasse einen Schmerzensschrei los. Auf halbem Weg bleibe ich schließlich stecken, weil sich der Stock verhakt. Ich rapple mich auf, befreie den Stock, während mein Blick immer wieder hektisch nach oben zur Luke fliegt. Geschafft! Ich haste die Stufen hinunter, poltere so laut, dass es nicht zu überhören ist. Aus den Zimmern blickt hier und da jemand raus.

Keuchend lasse ich den Flur hinter mir, renne nach unten, raus aus dem Heim. Meine linke Seite tut höllisch weh, meine Lunge brennt. Im Laufen versuche ich mit einer Hand, meine erneut verknoteten Haare aus dem Gesicht zu schieben, damit sie mir nicht die Sicht rauben.

Ich muss weg. Sie sind dicht hinter mir. Im Laufen drehe ich mich um, erblicke sie sofort vor dem Heim, das ich immer weiter hinter mir lasse. Ich renne um mein Leben und ich glaube, erst jetzt wird mir das richtig bewusst. Einzelne Personen schubse ich zur Seite, um schneller voranzukommen, sie schnauzen mich an, ich höre sie fluchen. Es tut mir leid! Aber ich kann jetzt nichts tun, nur rennen und mich immer wieder umdrehen. Eine Gasse nach der anderen laufe ich entlang, biege ab, links, rechts, links. Nur einen Moment lehne ich mich an eine Mauer, versuche meine Atmung zu kontrollieren, mir eine Pause zu gönnen. Mein Herz pocht so kräftig wie nie und ich habe Angst, dass es mir gleich aus der Brust springt, weil es ihm zu viel wird.

Sie sind nicht mehr da, zumindest nicht in meinem Blickfeld. Dennoch weiß ich, dass ich weiter muss, ich kann noch nicht stehen bleiben.

Stundenlang irre ich durch die Stadt. Wie ein völlig verdreckter, verrückter Geist. Ständig sehe ich mich um, fühle mich verfolgt. Bei jedem Ton zucke ich zusammen. Bei jedem Schritt umklammere ich den Stock fester. Wieder und wieder huscht mein Blick durch die Straßen, über die Gesichter der Menschen.

Der Tag zieht an mir vorbei, aber nicht besonders schnell oder erholsam. Meine Muskeln tun weh.

Ich weiß nicht wohin. Zurück ins Heim kann ich nicht. Denn entweder warten dort die zwei fremden Männer auf mich oder eine wütende Ellie, die mir kein Wort von alledem glauben wird.

Meinem Arm geht es gut. Keine Schmerzen, keine komischen Lichter. Das ist allerdings die einzige gute Sache, die ich verbuchen kann. Als ich den Blick hebe, nach einem Tag der Flucht durch die halbe Stadt, sehe ich, wohin mich meine Füße getragen haben.

Wieder zurück. Zu Jim.

Zuerst ist der Drang, reinzugehen und Schutz bei ihm zu suchen, kaum zu bändigen, aber ich kann es nicht. Ich darf und will Jim da nicht mit hineinziehen. Nicht ihn. Also stolpere ich um das Haus und verstecke mich in der kleinen Sackgasse dahinter. Zusammengekauert auf dem dreckigen Kopfsteinpflaster, neben einem Müllcontainer. Es stinkt bestialisch. Durch die Sonne, die gleich untergeht, hat sich all der Abfall über den Tag ordentlich aufgeheizt und ich rieche, dass die Lebensmittel darin schon verrotten und verschimmeln. Die Hitze lässt nach, ein leichter Windhauch streift mich. Trotzdem rutsche ich angestrengt noch ein Stück vom Container weg, damit der Würgereiz verschwindet.

Das erste Mal seit dem Angriff versuche ich, den Stock wegzulegen. Meine Hand schmerzt höllisch, ich kann sie kaum von ihm lösen, so verkrampft ist sie. Ich stöhne auf, als ich es endlich schaffe, sie zu öffnen. Es kostet mich große Kraft, die Beine anzuziehen und zu entspannen. Ich merke, wie ich langsam zur Ruhe komme und dass meine Kraft endgültig aufgebraucht ist. Mein Herzschlag beruhigt sich, mein Atem ebenso und mit dieser Ruhe kommt auch der Schock. Meine Hände zittern unkontrolliert, als ich sie vor mich halte, um einen Blick darauf zu werfen, meine Lippen schließen sich an. Ich umfasse meine Beine, wiege mich vor und zurück. *Es geht mir gut.* Ich wiederhole es wie ein Mantra, immer wieder, in der Hoffnung, dass es vielleicht wahr wird. Müdigkeit legt sich über mich und Hoffnungslosigkeit ebenso, denn ich habe nichts mehr, wo ich hinkann. Das Heim ist kein Zuhause, aber es ist ein Heim, egal, was ich darüber denke. Eines, das ich verloren habe.

Die Sonne geht unter. Die letzten Strahlen stehlen sich durch die Gassen, malen Schatten auf die Wände und den Asphalt, spiegeln sich an den Fenstern der Häuser und färben die Wolken rosarot, dann grau. Die Schatten verschwinden, werden zu einer einzigen dunklen Masse. Die Laternen springen an.

Jetzt kommt die Nacht.

Fluchend wische ich die Tränen weg und meine Hände an der Jeans ab und wage das erste Mal einen richtigen Blick auf meine Sachen. Das Loch der Jeans ist größer als zuvor, mein rechtes Knie blutet. Alles ist voller Dreck, meine Schuhe, meine Hose, meine Hände. Meine linke Hand hat eine riesige Schnittwunde auf dem Rücken, die nur noch leicht blutet und zu brennen beginnt. Wahrscheinlich ist mir eines der Schwerter näher gekommen als gedacht oder ich habe mich während der Flucht verletzt.

Seufzend fasse ich mir an den Kopf. Ich brauche keinen Spiegel, um zu erahnen, dass mein Haar einem verknoteten Vogelnest gleicht. Wahrscheinlich auch noch einem dreckigen.

Aber es ist mir egal.

Mein Kopf gleitet nach hinten an die Steinwand des Hauses, während meine Arme auf den Knien ruhen. Meine Gedanken sind wie kleine Wattebauschen – süß, aber zu nichts zu gebrauchen.

Plötzlich wird mir warm, nein, mir wird heiß. Wie bei einem Fieberschub. Das Licht ist zurück. Zuerst nur auf dem Arm, dort wo es begann, ehe es sich ausbreitet. Die Hand beginnt zu leuchten, dann mein ganzer Arm. Es zieht sich über meinen Oberkörper, den anderen Arm hinunter, über meinen Bauch und zu meinen Beinen. Ich kriege kaum Luft, ich habe Angst und die ist sogar stärker als die Schmerzen. Es wird immer heller, es